

EthnoScripts

ANALYSEN UND INFORMATIONEN
AUS DEM INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE
DER UNIVERSITÄT HAMBURG

Medizine ethnologie



Impressum

Jahrgang 14 | Heft 2

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040-428 38-41 82
Mail: IfE@uni-hamburg.de
<http://www.uni-hamburg.de/Wiss/FB/09/EthnolOI/>

Redaktionsleitung:

Martina Henkelmann

Redaktion: C. Alfonso, H. Dorsch, M. Gandelsman-Trier, M. Henkelmann,
M. Pröpper, A. Wonneberger, I. Zumbusch

Schlussredaktion:

Rosemarie Oesselmann und Iris Zumbusch

Layout: Iris Zumbusch

Titelbild: Finn Ole Ellerbrock

Druck: PriMa der Universität Hamburg

ISSN: 1438-5244

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit
Genehmigung der VerfasserInnen. Für den Inhalt der einzelnen
Beiträge sind die AutorInnen verantwortlich.

- science studies. In: *Body & Society*, Jg. 10, H. 2-3, S. 205–229.
- Leder, Drew (1992): Introduction. In: Leder, Drew (Hg.): *The body in medical thought and practice*. London: Kluwer Academic.
- Marks, Laura Ü. (2000): *The skin of the film. Intercultural cinema, embodiment, and the senses*. Durham: Duke Univ. Press.
- Münch, Ragnhild; Lazardzig, Jan (2002): Inszenierung von Einsicht und Überblick. *Hygiene-Ausstellungen und Prävention*. In: Stöckel, Sigrid (Hg.): *Prävention im 20. Jahrhundert. Historische Grundlagen und aktuelle Entwicklungen in Deutschland*. Weinheim, München: Juventa-Verl., S. 78–95.
- Osten, Philipp (2005): *Hygieneausstellungen: Zwischen Volksbelehrung und Vergnügungspark*. In: *Deutsches Ärzteblatt*, H. 102 (45), S. A 3085–3088.
- Roth, Martin (1990): *Menschenökonomie oder der Mensch als technisches und künstlerisches Meisterwerk*. In: Beier, Rosmarie; Roth, Martin (Hg.): *Der gläserne Mensch – eine Sensation. Zur Kulturgeschichte eines Ausstellungsobjekts; [anlässlich der Ausstellung „Leibesvisitation – Blicke auf den Körper in Fünf Jahrhunderten“, veranstaltet vom Deutschen Historischen Museum, Berlin, in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Hygienemuseum in Dresden vom 19.10.1990 – 28.2.1991]*. Stuttgart: Hatje, S. 39–67.
- Taussig, Michael T. (1993): *Mimesis and alterity. A particular history of the senses*. New York, NY: Routledge.
- van Dijck, José (2005): *The Transparent Body. A Cultural Analysis of Medical Imaging*. Seattle: Univ. of Washington Press.
- Vogel, Klaus (Hg.) (2005): *Deutsches Hygiene-Museum Dresden*. München: Prestel.
- Wacquant, Loïc (2003): *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK-Verl.-Ges. (Edition Discours, 35).
- Wulf, Christoph (2006): *Anthropologie kultureller Vielfalt. Interkulturelle Bildung in Zeiten der Globalisierung*. Bielefeld: Transcript.

Susanne Schmitt lebt in München und arbeitet dort an der Ludwig-Maximilians-Universität. Ihre Schwerpunktthemen sind u.a. Medizinethnologie und Ethnologie des Körpers.

Wege zum Wissen. Emotionen und innerer Dialog als ein Schlüssel zur Erkenntnis in der qualitativen Forschung

Marion Linska

Die Beschäftigung mit der Bedeutung der Selbst-/Reflexion in der Kultur- & Sozialanthropologie (Linska 2006) als auch meine psychotherapeutische Tätigkeit haben mich zu Überlegungen geführt, die ich hier als Plädoyer im Rahmen der Medizinanthropologie in den Fachdiskurs einbringen möchte. Es ist ein Plädoyer für die Einbeziehung einer selbstreflexiven Methode oder vielmehr einer methodisch vorgelagerten selbstwahrnehmenden Haltung während des Feldforschungsprozesses. Dabei soll die zentrale Rolle der Emotionalität des/der ForscherIn im Wahrnehmungs- und Forschungsprozess als Basis und *Instrumentarium* der Erkenntnisgewinnung aufgezeigt werden. Einen Schritt weitergehend, sehe ich dies in der qualitativen Forschung – als einem Beziehungsgeschehen – sogar als forschungs-immanent an. Dabei ist mir wichtig, den dialogischen Forschungsprozess einer Feldforschung als ein Kontinuum zu verstehen, das sich nicht allein im Außen-, sondern auch durch den Innendialog vollzieht, sowohl im Forscher/in der Forscherin als auch im/in der Beforschten. Diese forschungsbegleitende Wahrnehmung des eigenen Innendialogs hilft einen Zugang zum impliziten Wissen zu finden und dieses mit einzubeziehen. Lassen Sie mich in diesem Artikel meine Überlegungen darlegen und einen möglichen methodischen Ansatz unter notwendiger Einbeziehung der Subjektivität des/der ForscherIn aufzeigen, selbst wenn dieser noch bruchstückhaft erscheinen mag.

Zur Einstimmung – ein kurzer Rückblick

Die Auseinandersetzung mit dem Einfluss der Subjektivität des/der ForscherIn im Feldforschungsprozess hat je nach wissenschaftstheoretischem Mainstream die unterschiedlichsten Zugänge ermöglicht oder auch verunmöglicht. So galt die Subjektivität schon zu Zeiten der noch naturwissenschaftlich orientierten Expeditionen von Boas und seinen KollegInnen als methodisches Problem. Erst mit der Publikation des ethnologischen Romans *Return to Laughter* [dt. Rückkehr des Lachens]

von Laura Bohannan, unter einem schützenden Pseudonym, wurde nach und nach die Person des Forschers/der Forscherin selbst in den fachlichen Diskurs aufgenommen. Die bisher *persönlichen Probleme* während der Feldforschung wurden nicht mehr so sehr als Inkompetenz, sondern vielmehr aus dem Blickwinkel eines *Problems der Methodik* betrachtet. Noch beschäftigte man sich vornehmlich damit, die subjektiven Einflüsse zu erkennen und zu eliminieren oder wenigstens zu minimieren. Spätestens mit der Publikation von Devereux und der Veröffentlichung von Malinowskis Tagebüchern 1967 wurde deutlich, dass Daten *subjektgebunden* sind. Aus den daraufhin sehr intensiv und kontrovers geführten Diskursen entstand letztlich eine sehr heterogene Theorie- und Methodenlandschaft innerhalb der qualitativen Forschung, die auch die bisher gültigen Gütekriterien aus der quantitativen Forschung nachhaltig veränderten und differenzierten.

Das Gütekriterium *Selbstreflexion* wurde während der *Writing-Culture-Debatte* sehr zentral, für viele zu ausufernd. Denn auch ein zu viel an Selbst-/Reflexion kann verunsichern und *Lähmung* erzeugen, wie auch eine *ungezügelter Reflexivität* zu einer *zielloser Bewegung* führt (Lal 1996: 207). Seit der Jahrtausendwende wird die Selbst-/Reflexion in den qualitativen Methoden zumeist als eine prozessorientierte und wenn möglich permanente und Transparenz fördernde, den Forschungsprozess begleitende Fähigkeit angesehen. Die Einbeziehung der Subjektivität wird dabei ermöglicht, indem versucht wird, die eigene Person im Beziehungsgeschehen der Datenerhebung und in der Dateninterpretation als mitbestimmenden Einflussfaktor im Blick zu behalten.

Der Eindruck, dass die Selbst-/Reflexion auf die Rechtfertigung der eigenen Wissenschaftlichkeit bzw. des eigenen Handelns reduziert würde, indem die Transparenz von asymmetrischer Macht und Positionierung für die wissenschaftliche Analyse allein schon genügen würde, wurde immer wieder kritisch angemerkt. Hauschild (2002: 104) erlebt die Selbstreflexion „*manchmal [als] zum Ritual im Stile eines ‚Bekennerschreibens‘ oder einer ‚Bußübung‘ verkommen*“. Außerdem läuft die vorrangige Beschäftigung mit der Problemstellung der Vertextung von Felderfahrungen Gefahr, dass die Aufmerksamkeit sowohl auf den zugrunde liegenden Forschungsprozess an sich als auch auf die Auseinandersetzung mit methodischen Überlegungen über den Wahrnehmungsprozess der/des ForscherIn selbst schnell verdrängt wird. Dies ist für Wolcott (1995: 129) ein ernster Fehler. Auch Bourdieu genügte es nicht, die *erlebten Erfahrungen* zu explizieren. Vielmehr muss

für ihn der Akt der Objektivierung selbst objektiviert werden. Wirkliche Reflexivität besteht für ihn „... *nicht darin, sich dem Nachdenken über die Feldforschung zu widmen und hat nicht viel gemeinsam mit der textuellen Reflexivität [...]*“, sondern dient der Verstärkung und Verfeinerung der Erkenntnismittel unter Anerkennung der Grenzen theoretischer Erkenntnis und ist für ihn damit zutiefst antinarrativ (Bourdieu 1999: 366, 368, 373).

Auch wenn die Selbst-/Reflexion in unserem Fach durch die textuelle Reflexivität überstrapaziert wurde, so ist der Diskurs darüber noch lange nicht abgeschlossen. Selbst-/Reflexion soll ja nicht nur dazu dienen, *Verzerrungen*, hervorgerufen durch Subjektivität, zu vermindern, sondern vielmehr die Tiefe der Erkenntnis ebenso wie die Qualität und Inhalte der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zu fördern. Was m.E. noch fehlt, ist eine Breite an Möglichkeiten der methodischen Nachvollziehbarkeit bzw. Anleitung zur Selbst-/Reflexion¹. *Dass, Warum und Wann* über die eigene Person, die eigene Positionierung, die eigene Perspektive des/der ForscherIn reflektiert werden soll, gilt heute als *common sense*. Über das *Wie, Was und Wieweit* werden die Diskurse zum Teil erst wieder eröffnet. In den letzten Jahrzehnten wurden sie eher im „*stillschweigenden Konsens ‚vergessen‘...*“ (Breuer 2001: 106).

Komplexität und Blickwechsel

Die qualitative Forschung hat im Umgang mit der Subjektivität des Forschers/der Forscherin im Feld Bereiche wie Emotionalität, Nähe und Distanz, Ethik und psychische Belastung aus der scheinbaren Selbstverständlichkeit in den letzten Jahren wieder vermehrt in den fachlichen Diskurs zurückgeführt. Vertrauenspersonen, Forschungswerkstätten, Supervision, „Post-Fieldwork-Debriefing-Gruppen“ und dialogische Introspektionsgruppen sind Zeichen dafür. Der Umgang im Feldforschungsprozess mit sich selbst als ForscherIn und Mensch zugleich, trotz des Verständnisses sich als zentrales *Forschungsinstrument* und als *DialogpartnerIn* zu sehen, erscheint mir jedoch nach wie vor von methodischen *white spots*, Unsicherheiten und Irritationen begleitet zu sein. *Was bedeutet eine subjektivegebundene Wissenschaftlichkeit im konkreten Forschungsgeschehen? Was darf sein, was nicht? Wie soll ich mit mir als ForscherIn und Mensch im Feld umgehen? Was von mir darf/soll eingebracht werden, was habe ich aus dem Prozess an Gefühlen, Ge-*

danken und Bedürfnissen „draußen“ zu halten?

Nach wie vor scheint das Unbewusste, die eigene Emotionalität oder der sogenannte *blinde Fleck* mehr einem Stigma und einem auszuweichenden Damoklesschwert zu gleichen, das über einer erfolgreichen Forschungsarbeit schwebt. Weniger eine methodische Selbstverständlichkeit, aus der sich ebenfalls Erkenntnis gründet bzw. diese stärkt und fördert. Für mich stellte sich daher die Frage, ob dieser Umstand den/die ForscherIn nicht weiter von sich und seiner/ihrer Erkenntnisfähigkeit wegführt als sich in ihr selbst *verortet* und *sicher* zu fühlen?

FeldforscherInnen stehen heute mehr denn je einer Komplexität des Feldes, der wissenschaftlichen Theorien und Ansätze wie auch Methodik gegenüber. Die an sie gestellten Anforderungen und die Überschaubarkeit des aktuellen und sich ständig verändernden und erweiternden Wissensstandes sind *allumfassend* nicht mehr möglich. Dieser Komplexität zu begegnen, die ja nicht nur äußerlich, sondern immer auch schon innerlich in uns vorhanden war – einen angemessenen Umgang damit zu finden – bedarf neuer Sichtweisen, Haltungen und Mittel der Erkenntnisgewinnung. Bewusstheit, primär gleichgesetzt mit Vernunft, rationalen Überlegungen, begleitet von Selbst-/Reflexion, kann dies noch als der alleinige Weg zur Erkenntnis gelten? Luhmann (1979: 385; Meier-Seethaler 1998: 139) bezeichnete Vernunft und Reflexion in ihrer klassischen Bedeutung als veraltete Begriffe, mit denen allein der Komplexität nicht mehr zu begegnen ist. Was kann das nun konkret heißen? Welche Auswirkungen hat das auf den/die FeldforscherIn?

Es ist! Ist es so?

Nun bitte ich Sie, sich vorerst auf ein mögliches gedankliches und/oder emotionales *Chaos* einzulassen, aus dem heraus etwas sichtbar werden möchte, das in Worte zu fassen und in eine Logik zu bringen aufgrund seiner Vielschichtigkeit mir nur nach und nach möglich ist.

Lassen Sie mich zu Beginn in Frage stellen, ob es überhaupt möglich ist, sich aller Bedingungen und Einflüsse auf und durch den/die ForscherIn bewusst zu werden, und ist dies überhaupt notwendig? Wahrnehmung ist ein subjektiver Konstruktionsprozess und nie eine exakte Abbildung der Außenwelt. Vielmehr wird aus dieser Subjektivität heraus auch wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt erst möglich. Eindruck, Verarbeitung und Ausdruck sind immer je Person einzigartig und

spezifisch. Mittels wissenschaftstheoretischer und methodologischer Haltung kann aber eine *relative Objektivität* hergestellt werden.

Lassen Sie mich auch in Frage stellen, ob es überhaupt möglich ist, diesen oft thematisierten *blinden Fleck*² in der Wissensgenerierung auszuschalten, aufzuheben? Oder ob es nicht vielmehr umgekehrt ist, dass unsere *Bewusstheit* und die Möglichkeit dazu nur ein *kleiner Fleck* im *Meer der Unbewusstheit* sein kann und wir andere methodische Mittel benötigen als die reine, formale Vernunft und die Selbst-/reflexion allein, um diesem *Meer* zu begegnen; es vielmehr einzubeziehen als ein/auszugrenzen, um aus der Vorstellung der *Selbst-Verzerrung* heraustreten zu können, vor der die ForscherInnen gewarnt werden. Dieses *Meer des Unbewussten*, oder nennen wir es implizites Wissen, scheint mir wichtig als die ureigenste Quelle qualitativer wissenschaftlicher Erkenntnis. Ist es nicht das Unbewusste, und damit verbunden die Emotionalität und die Körperlichkeit als dessen Resonanzkörper³, das bei der Bewältigung der Komplexität des Alltags, wie der wissenschaftlichen Tätigkeit, von immanenter und ständig begleitender Hilfe und Orientierung ist (Linska 2006: 74-77)? Lassen Sie mich den von Kuhl (2001: 1105) dazu formuliert Gedanken in voller Länge zitieren:

„Wenn wir zwischen irrationalen und rationalen Gefühlen und Strebungen, die unser wissenschaftliches Erkennen und Handeln beeinflussen, unterscheiden wollen, müssen wir sie zunächst einmal zulassen. Der für den nüchtern-sachlichen Typus des Wissenschaftlers attraktive Rückzug auf klassisch-analytische Positionen vereitelt nicht nur den rationalen Umgang mit irrationalen Elementen, sondern auch das Einbringen der umfassendsten und kreativsten Form rationaler Informationsverarbeitung, deren der Mensch befähigt ist. Diese ganzheitliche Verarbeitungsform nährt zwar nicht die Explikations-, Genauigkeits- und Kontrollillusionen des narzisstischen Denkens, dafür aber die Integration einer immensen Vielfalt an empirischen Fakten einschließlich ihres sachlichen und für das Wohlergehen des Individuums und der Gesellschaft relevanten Kontexts. Damit ist das, was zur Erlangung größtmöglicher Objektivität in der klassischen Wissenschaft den Erkenntnisprozeß aus analytischer Sicht nicht beeinflussen soll, auch aus der Wissenschaft nicht herauszuhalten, sondern sollte durch sie wahrgenommen und gestaltet werden: Motivation und Persönlichkeit.“

Lassen Sie mich in Frage stellen, ob die *Verortung im Feld* und die Reflexion darüber schon ausreichend sind, oder aber die *Verortung in mir* als ForscherIn gerade in einem *dialogischen Forschungsprozess* wie die Feldforschung eine ist, nicht genauso wesentlich, ja sogar Voraussetzung sein muss.

Der phänomenologisch orientierte Philosoph Bernhard Waldenfels (1999: 85) beschreibt die Untrennbarkeit von Subjekt und Objekt sehr treffend, indem er anführt: „*Ein In-Beziehung-Treten mit ‚Anderen‘ ist immer auch ein In-Beziehung-Treten mit sich selbst.*“ und streicht damit die dialogische Dimension hervor. Lassen Sie mich daran anknüpfend auch in Frage stellen, ob ein dialogischer Forschungsprozess nur ein sich äußerlich zeigender und anschließend (selbst-/reflexiv) zu analysierender Prozess ist oder ob dieser Dialog nicht vielmehr ein Kontinuum darstellt im *Wechselspiel* von äußerem und innerem Dialog? Damit käme auch dem inneren Dialog des/der FeldforscherIn als Erkenntnisquelle Bedeutung zu, z.B. auch für die Erhellung von eigenen Wertbezügen. Dieser *innere Dialog* ist aber nicht allein von rationaler Vernunft geprägt, sondern u.a. auch von vorerst implizitem Wissen, Irrationalem wie Gefühlen und Emotionen als soziale Orientierung, Impulsen, Intuition als spontaner Einschätzung der Situation aufgrund von Vorwissen und -erfahrung, begleitet von Empathie – in den Neurowissenschaften begründet durch die Spiegelneuronen (Bauer 2005). So bleiben Gefühle nicht ein ausschließlich subjektives, sondern immer auch ein „*intersubjektiv geregeltes Phänomen wechselseitiger Einfühlung*“ (Anz 2011: 13; 16; 18-19).

Schön differenziert in einer Erweiterung des Modells von Dewey zwischen *reflection-on-action* (Reflexion über das Handeln) und *reflection-in-action* (Reflexion während des Handelns).

„*Die letztere Art der Reflexion hat aktives, auf den gegenwärtigen Augenblick abgestimmtes Handeln zur Folge. Im allgemeinen ist die Reflexion während des Handelns konzeptuell komplexer, weiter entwickelt und funktionell bedeutsamer als die Reflexion über das Handeln*“ (Henninger & Mandl et al. 2001: 241; zit. nach Schön 1983; 1987)⁴.

Lassen Sie mich daher in Frage stellen, ob Selbst-/Reflexion *on-action* in all seiner unbestrittenen Wichtigkeit für die qualitative Forschung nicht nur ein *Tropfen auf den heißen Stein* sein kann, angesichts der unendlichen Fülle an zu ordnenden und zu verarbeitenden Eindrücken, Erfahrungen und Begegnungen. Diese können we-

der gänzlich bewusst sein noch bewusst gemacht werden. Bedarf es nicht vielmehr einer Haltung des/der ForscherIn im Feld, also *in-action*, die auch methodisch die Selbstwahrnehmung⁵ und -beobachtung integriert? Wobei sich Haltung und Selbst-/Reflexion keineswegs gegenseitig ausschließen.

Lassen Sie mich in Frage stellen, ob Vernunft und explizites Wissen allein der Weg zu Objektivität sind, bzw. ob diese Form der Objektivität generell noch zeitgemäß ist und es nicht viel mehr um Authentizität und das Verstehen von Komplexitäten und Zusammenhängen geht, die nicht im Widerspruch zur Subjektivität stehen, sondern eben gerade diese mit all ihren Wahrnehmungskanälen und Erkenntnisquellen im Forscher/in der Forscherin erfordern und stärken. Subjektivität als Voraussetzung für Verobjektivierung⁶, im Sinne Bourdieus, bei gleichzeitiger methodischer Verschränkung von implizitem und explizitem Wissen.

„*Erkenntnistheoretisch kann ‚sachlich‘ nur ‚sachgerecht‘ bedeuten, und wenn es um empfindungsfähige Wesen geht, urteilt sachgerecht derjenige, der sich so weit wie möglich in deren Empfindungsvermögen einfühlt. Alles andere verfehlt gerade die ‚Sache‘*“ (Meier-Seethaler 1998: 317-318).

Ein neuronaler Ausflug

Im Diskurs zwischen quantitativer und qualitativer Forschung zeigte sich, wie schwer es war und teilweise für manche immer noch ist, der qualitativen Forschung wissenschaftliche Anerkennung zuzusprechen. Unserem rationalen, analytischen Verstand wird in der Wissenschaft eine hohe Bedeutung zugesprochen. Vielleicht eine zunehmend überhöhte? So zeigt sich auch in den Kognitiven Neurowissenschaften die *gleichwertige* und gleichzeitig unterschiedliche Aufgabenstellung der links- und rechtshemisphärischen Gehirnhälften bei der Verarbeitung von Informationen, die *nur* in Verbindung ein optimales und ein auf die Situation abgestimmtes Ergebnis an Wahrnehmung, Orientierung, Integration und Handlung erarbeiten kann. Damit würde sich eine Dichotomisierung bewusster versus unbewusster, wie auch analytischer versus intuitiver Informationsverarbeitung, Gefühl versus Kognition so nicht mehr denken lassen (Anz 2011: 16-17). Sie bedingen einander.

Forschungen der kognitiven Neurowissenschaften, wie beispielsweise die funktionsanalytische PSI-Theorie (Persönlichkeits-System-Interaktion) von Julius Kuhl (2010: 378-422; Pöppel 1997: 175-180), erlauben inzwischen ein größeres Verständnis für die unterschiedlichen, systembedingten Verarbeitungsstrategien des Gehirns. So ist jede unserer Gehirn-Hemisphären sowohl aus persönlichkeitspsychologischer als auch neurophysiologischer Sicht für unterschiedliche Aufgaben ausgelegt.

Vereinfacht wiedergegeben, erlaubt uns die linke Seite aufgrund ihrer hoch spezialisierten parallel, aber kaum vernetzt arbeitenden Struktur ein primär logisches, rationales – eher emotionsloses (im Sinne der Lösungsfindung bei gefühlsunabhängigen Aufgaben), analytisches *Wenn-Dann/Entweder-Oder*-Denken. Es hilft Schritt für Schritt einzelne Informationen hintereinander zu schalten (z.B. die richtige Aneinanderreihung der Buchstaben bei der Sprachbildung). Diese Vorgänge geschehen überwiegend bewusst. Somit können bewusste Ziele und Vorgaben primär durch die linke Hemisphäre des Gehirns geplant und verfolgt werden. Die Differenzierung, das Erkennen von Unterschiedlichkeiten ist hier von besonderer Bedeutung. Diese linke Hemisphäre des Gehirns spricht Kuhl (2001: 676) eher dem *Ich* zu und schreibt ihr funktionsbedingt einen mehr *diktatorischen, selbstkontrollierenden*, *ich würde sagen, direktiven* Führungsstil zu. In einer ersten Überlegung könnte man in diesem Bereich die benötigten Qualitäten für die quantitative Forschung, für analytische Versuchsanordnungen selten.

Bewusst kann Information nur maximal in jeweils ca. 3 Sekunden-Taktungen aufgenommen werden (Pöppel 1997: 72; 190). Der größtmögliche Informationsfluss einer bewussten Sinneswahrnehmung liegt bei ca. 40-50 bit/sek.. Gleichzeitig gehen jedoch mehr als 11 Millionen Sinnessignale ein. Auch wenn diese Angaben je Autor ein wenig variieren, bleibt dieses Verhältnis bestehen und zeigt damit auf, dass das Bewusstsein nur ein Nadelöhr sein kann. Demnach müssen mindestens zwei parallel agierende Verarbeitungsmodi vorhanden sein, um all diese Signale speichern, verarbeiten und situations- bzw. kontextbezogen bereitzustellen zu können (Passie 2012; Kuhl 2010).

Die rechte Gehirnhemisphäre ist demnach anders organisiert. Sie ist ihrer Aufgabe entsprechend viel reichhaltiger und direkter vernetzt und mit Emotionen, dem Körper, wie auch mit dem Zentralen Nervensystem verbunden. Auf dieser Seite findet eine parallele sowie gleichzeitige Vernetzung und Verarbeitung von Infor-

mationen, einschließlich der Integration von Gefühlen, statt. Ein Netzwerk von Erfahrungen, Gefühlen und Bedürfnissen wird hier in einem, lt. Kuhl (2001: 676), eher *demokratischen* oder *selbstregulierenden* Führungsstil, zusammengeführt. Kuhl (2010; 2001: 713-715) spricht der rechten Gehirnhemisphäre eher das *Selbst* zu, das der Introspektion nicht ohne weiteres zugänglich ist. Da diese Art der Verarbeitung jedoch eine sehr hohe Nervenmasse benötigt und viele Informationen auch aus der emotionalen und biographischen Tiefe gesammelt und integriert werden müssen, um ein sich daraus hervortretendes Handlungsangebot auch auf Selbstkongruenz hin zu prüfen, kann dieses in seiner Vielschichtigkeit nicht gleichzeitig bewusst gemacht werden und muss daher weitgehend autonom und unbewusst ablaufen. Dadurch werden auch *Gespür*⁷ und *Intuition* als eine Verarbeitungsleistung des Unbewussten und als Ergebnis eines Abwägungsprozesses der rechten Gehirnhemisphäre verstehbarer. So manche Lösung lässt sich auch intuitiv durch emotionale Urteilsbildung erzielen, die nicht von selektiver Verfügbarkeit im Gedächtnis abhängt (Bless & Fiedler 1999: 16; Pöppel & Edingshaus 1994: 182)⁸. Zudem ist diese Seite viel lückenresistenter und kann trotzdem noch stimmige Lösungen finden. Das *Selbst* funktioniert nach einfacheren Regeln, kann aber viel mehr Variablen verrechnen. Entsprechend seiner Fähigkeiten ist hier die Suche nach dem Verbindenden, dem Gemeinsamen vorherrschend. Die selbstorganisierenden Systeme⁹ werden solange abgewogen, bis es zu einem stabilen Zustand kommt und als Handlungsintention erkennbar wird, deren Vetorecht vor der Handlung wieder linkshemisphärisch erfolgt. Erst wenn eine genügende Zahl an Nervenzellen für einen Prozess rekrutiert wird, besteht die Möglichkeit, dass dieser unsere Aufmerksamkeit finden kann, sprich ins Vorbewusstsein bzw. ins Bewusstsein gelangen kann (Sergent & Dehaene 2004). Unbewusste Informationsbearbeitung benötigt viel weniger Nervenmasse. Anders ausgedrückt, sind un- und vorbewusste Prozesse nicht für die bewusste Abwägung direkt verfügbar (nur über die Intuition), bilden aber die Basis für Verhalten und rationale Entscheidungen, lenken den Auswahlprozess des Bewusstseins, geben Regeln für bewusste Variablenbehandlung vor und bewerten diese emotional (Passie 2012; Pöppel 1997: 187-193). In dieser unbewussten Verarbeitung sind vor allem *nicht-lineare Systeme*¹⁰ als hochdimensionale Zustandsräume beteiligt, die ein bestimmtes Komplexitätsniveau gestatten, welches nicht mit gewöhnlichen, linearen Kausalitäten erfassbar und vorstellbar ist. Ergebnisse sind hier auch nicht voraussehbar. Vorstellungsver-

mögen ist nur in niedrig dimensionierten und damit rationalen, bewussten Räumen möglich, wo Vorhersagen möglich und auch sinnvoll sind. Verhalten und Lösungen sind von nicht-linearen, sich selbst organisierenden Systemen maßgeblich mitbestimmt, die nie ohne Kontext funktionieren (Metzinger 2000). Die Ergebnisse werden dann zurücktransformiert auf die Verhaltens- und Handlungsebene (Passie 2012). Hier könnte man in einer ersten Überlegung die Qualitäten für die qualitative Forschung zur Bewältigung komplexer Herausforderungen in einem sozialen Feld sehen. Was aber auch aufzeigen würde, wie wichtig die Wahrnehmung, Einbeziehung und Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen, Emotionen¹¹, Bedürfnissen und Erfahrungen im Forschungsprozess ist.

Es sind immer beide Verarbeitungsmodi, die regulativ mehr oder weniger steuern, um eine Optimierung zur Lösung einer Aufgabe zu erzielen. Ein emotionsgeleitetes Rechnen wäre ebenso belustigend, wie eine Beziehung nur mittels *Wenn-Dann*-Schlüssen zu verstehen. Differenzierendes und Verbindendes sind wesentliche Leistungen unseres Gehirns.

Was fühlt *selbst*, was *ich* nicht weiss?¹²

Durch die Darstellung der links-rechtshemisphärischen Verarbeitungsspezifika erhält das Unbewusste eine Form, wird verstehbarer und muss nicht mehr als etwas gar *Unwissenschaftliches* oder als eine *negativ beeinflussende* Größe stigmatisiert, ausgegrenzt werden. Damit könnten sich FeldforscherInnen ja in einem ersten Schritt *entstresst* bzw. *erleichtert* fühlen. Aus diesem Verständnis der Architektur des Gehirns und seines Zusammenspiels wäre es sogar widersinnig, die Emotionen, die Intuition, Empathie und das Gespür als unwissenschaftlich herauszufiltern, vor allem im Feld selbst. Für den Bereich der Auswertung und Verschriftlichung würden sich dann wohl nach und nach mehr die Fähigkeiten der primär linken Hemisphäre eignen. Gerade in einer Erfahrungs- und Begegnungswissenschaft ist es nötig, komplexe Eindrücke und Erfahrungen zu sammeln, die Sinneswahrnehmungen aufzunehmen und in weiteren Prozessen auszuwerten. Dies geschieht unbewusst und bewusst ohnehin. Dadurch entsteht ein Wissen, das nie allein explizit, sondern immer auch implizit sein muss. Dies darf nicht bedeuten, ihm eine geringere wissenschaftliche *Nützlichkeit* zu unterstellen. Vielmehr sind FeldforscherInnen durch ihren methodischen Zugang besonders dazu aufgefordert, ich möchte fast schon sa-

gen gezwungen, bewusste und unbewusste Verarbeitungsmodi für ihre Forschung zu nutzen (Koepping 1981: 297; Sökefeld 2008: 116-119). So gesehen wäre es ein Kunstfehler, Emotionen und den inneren Dialog aus dem Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozess im Feld herauszuhalten, anstatt diesen methodisch einzubinden.

Zurück zu den Emotionen

Wenn es nun von Bedeutung ist, Emotionen sehr wohl im Feldforschungsprozess Raum zu geben, dann stellt sich natürlich die Frage nach dem *Wie*. Wie mit Emotionen umgehen? Nur wahrnehmen? Einfach da sein lassen? Wie können sie aussagekräftig, den Gütekriterien einer qualitativen Forschung entsprechend, eingesetzt werden? Ein *anything goes* kann sicherlich nicht gemeint sein.

Gefühle, Emotionen können sehr heftig sein, aber auch ganz *leise* und unmerklich. Sie sind in jedem Fall eine soziale Orientierungshilfe und immer kontextbezogen. Sie helfen, uns in einer Situation zurechtzufinden und darauf *Antworten*¹³, im Sinn von auf uns abgestimmte Handlungsmöglichkeiten, zu finden. Kuhl (2001: 719) bezeichnet Fühlen als ein implizites Kontextwissen, „aus dem das bewusste Fühlen und Erinnern ständig schöpft“. Durch erlebte Kontexte können Teile impliziten Wissens bewusst gemacht werden. Vertrauen und Nähe zu den eigenen Gefühlen zu haben ist eine wesentliche Voraussetzung für die Nutzung dieser uns inhärenten Ressource und Fähigkeit. Dabei wäre es für mich wichtig, die psychologische Bezeichnung *positive* und *negative* Gefühle umzubenennen auf *angenehme* und *unangenehme* Gefühle. Ansonst könnte ich schnell versucht sein, *negative* Gefühle nicht haben zu wollen. Wobei sogenannte *negative* Gefühle ja nicht das eigentliche Problem darstellen, sondern nur auf eine gerade *negativ* erlebte Situation verweisen, in der sich eine Person befindet. In dieser Situation zeigt sich etwas, das nicht *gut* tut oder tun könnte. Wie anders als durch ein *negatives/unangenehmes* Gefühl soll mir das vermittelt werden?

Das Unbewusste, also primär die rechte Gehirnhemisphäre, kann jedoch nur dann *negative/unangenehme* Gefühle zulassen, wenn eine positive Gesamtbilanz gewährleistet ist (Kuhl 2012). Es braucht also entsprechenden Halt und Sicherheit, um z.B. Schmerz, Leiden, Ängste,... selbstkonfrontativ aushalten und bewältigen zu können, trotz dieser Gefühle noch *offen* zu bleiben für sich und die Situation. Ist dem nicht so, sind die Abwehrmechanismen/Copingreaktionen fast schon lebens-

rettend und existenzsichernd. Dies kann auch einem/r ForscherIn nicht abgesprochen werden. Vielmehr bedarf es der entsprechenden Vorbereitung, wie der/die FeldforscherIn genügend inneren und äußerlichen *Halt* finden kann, um entsprechend eines weiteren Qualitätskriteriums der qualitativen Forschung (Hintermeier 1994) bestmöglich *offen sein* bzw. *offen bleiben* zu können. Geschieht es dennoch, so ist auch dies im Erkenntnisprozess wichtig und sollte nicht vorschnell als persönliche Schwäche bewertet werden. Leger (2002: 175-179) zeigt anhand seiner eigenen Erfahrungen im Feld sehr schön auf, wie wichtig die Selbstfürsorge im Feld auch für die Forschung selbst ist und welche *unangenehmen* Gefühle und unvorhersehbare, widrige Umstände in einer Feldforschung bewältigt werden wollen.

Zurück zu den Gefühlen. So wie jeder Mathematiker die Rechenarten beherrschen muss, so denke ich, sollten auch FeldforscherInnen, primär qualitativ Forschende, mit ihrem inneren Instrumentarium, und das ist auch der Gefühlsraum, der eigene Körper, in möglichst guter Beziehung stehen. Je mehr Zugang jemand zu sich hat, desto sicherer und genauer wird er/sie im Feld, auch bei schwierigeren Situationen, arbeiten können. Dies erfordert allerdings genauso einer Einübung und Vorbereitung, wie z.B. die Auseinandersetzung mit theoretischen Diskursen, und wäre im Rahmen des Studiums explizit mit zu berücksichtigen, bei aller erwarteten Selbstkenntnis und persönlichen Reife.

Von der Selbst-/Reflexion zum inneren Wahrnehmungsraum

Um meine Gefühle als schnelle Einschätzung der Situation und Hilfestellung verstehen und dekodieren zu können, muss ich erst einen inneren, möglichst stabilen Wahrnehmungsraum in mir schaffen können. Unterstützend dazu kann zum Beispiel die Methode der *Mindfulness-Based Stress Reduction* (MBSR) sein (Lehrhaupt et al. 2011). Als Vorbedingung, seinen eigenen Gefühlen gegenüber achtsam zu sein, bedarf es auch einer gewissen Distanzierung von diesen, um eine Resonanz in diesem Wahrnehmungsraum schaffen und halten zu können. Unterstützt wird dies durch:

- die Grundhaltung, dass *ich nicht meine Gefühle bin, sondern Gefühle habe*.
- die Übung, dass ich Gefühle in mir wahrnehmen und auch wieder loslassen kann, also ihnen nicht im Affekt folgen muss, sie mich nicht in körperlichen oder gedanklichen Besitz nehmen – ich sie aushalten kann. Dabei kann es hilfreich sein,

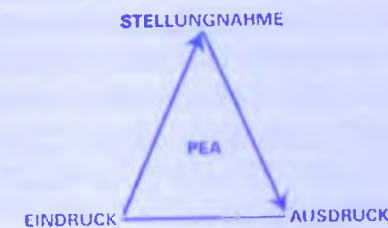
sich einfach auf die Atmung zu konzentrieren oder die Aufmerksamkeit wieder dorthin zurück zu lenken und die Gefühle und Gedanken im Sinne von Wolken vorbeiziehen zu lassen, Distanz zu schaffen (Lehrhaupt et al. 2011: 42-43; 85-89; 99-100, 118-119). Diese Wahrnehmungsübungen sind eine gute Möglichkeit, die innere Aufmerksamkeit zu steigern.

Damit wird es möglich, einen Wahrnehmungs- und Resonanzraum in sich zu schaffen, der auch für die Erkenntnisgewinnung genutzt werden kann. Die Situationen im Feld, also *in-action*, lösen unweigerlich auch Gefühle und Gedanken aus. Sie geben damit einen ersten Aufschluss über den Gehalt einer Situation und (beg)leiten den Forschungsprozess wesentlich mit. Dies führt uns wieder zurück zum bereits erwähnten Dialog-Kontinuum. Was geschieht nun in diesem inneren Dialog, was vollzieht sich hier? Wie kann man sich das vorstellen? Wie kann man diesen Dialog *ordnen* und für den Forschungsprozess nutzbar machen?

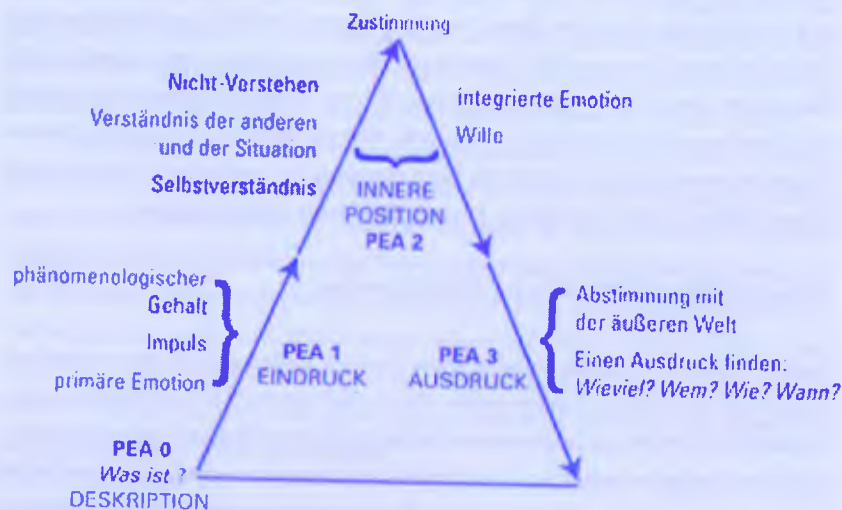
Innendialog – Methodische Möglichkeiten

Lassen Sie mich beispielhaft und sehr verkürzt ein Modell aus der phänomenologischen Existenzanalyse, die *Personale Existenzanalyse* (PEA), dazu heranziehen. Dieses Modell wird zur begleitenden Exploration, Konfliktbewältigung und Stärkung des intrapsychischen und personalen Geschehens im psychotherapeutischen oder beraterischen Kontext angewandt. Hier, in diesem Artikel soll es dazu dienen, den intradiologischen Prozess und die Bedeutung der Einbeziehung von Emotionen verständlicher werden zu lassen.

Die Methode der *Personalen Existenzanalyse* ist eine Möglichkeit, die dialogischen Abläufe in uns und mit der *Welt*¹⁴ zu erhellen. Wobei die „*Innensicht personaler Informationsverarbeitung [...] getragen [ist] vom Empfang eines Eindrucks, zu dem eine eigene Stellungnahme gefunden wird und schließlich ein Ausdrucksverhalten entsteht*“ (Längle 2004: 8).



Dieser Prozess läuft bewusst und/oder unbewusst in jeder Situation in uns ab, ohne dabei genau in der dargestellten Chronologie erfolgen zu müssen. Die Benennungen PEA 0 bis PEA 3 verstehen sich als vier einzelne Schritte.



Zur Erklärung der graphischen Darstellung:

In der *Deskription* (PEA 0) geht es um die Feststellung des Faktischen, also dem: *Was ist?* Eine genaue sachliche Beschreibung oder das Beschreiben dessen, was faktisch wahrgenommen wird.

Die Situation/Beschreibung lässt ein erstes Gefühl aufkommen – eine sogenannte *primäre Emotion*. In der Erhellung dieses Eindrucks (PEA 1) geht es nun darum, die Gefühle zu *dechiffrieren*. Dies bedeutet, den in sich tragenden Gehalt, die darin enthaltene Information zu erkennen und zu verstehen.

„Es gilt zu verstehen, was die Gefühle abbilden, was sie meinen, was sie sagen. Es gilt sie zu fühlen, die Freude wie die Trauer, den Haß wie die Hoffnung und den Mut.“ (Längle 2004: 7)

Dieser Bereich lässt sich durch nachfolgende Fragestellungen differenzieren, die sich nicht chronologisch, aber ergänzend und verdichtend stellen: *Primäre Emotion* (Affekt): *Welches Gefühl stellt sich dabei ein? Wie geht es mir dabei?* (z.B. in dieser [beobachteten] Situation, dem Gesagten meines/meiner InformantIn, bei dem Gedanken, der Erinnerung). Die Frage nach dem *Impuls*: *Welchen spontanen Impuls spüre ich? Was würd ich jetzt am liebsten, ganz spontan tun?* (meist ist es eine Reaktion, die je nach Situation, angenehmem oder unangenehmem Gefühl, diese abwehren oder sich dieser nähern mag – Anziehung oder Ablehnung? Dies kann sogar körperliche Reaktionen hervorrufen, z.B. bei Ekel, Angst, ...). Der *phänomenologische Gehalt* eröffnet sich durch Fragen wie: *Was sagt mir das? Was gibt er/sie mir damit zu verstehen? Was berührt mich dabei? Wie wirkt das auf mich? Wie erlebe ich das?* Darin eröffnet sich, worauf es in mir trifft. Wie es bei mir ankommt bzw. wie ich es, entsprechend meiner Person, einordne oder bewerte.

Dem *In-mich-hinein-Fühlen* und Wahrnehmen meiner Emotionalität schließt sich das Verstehen(wollen) an (PEA 2). *Kann ich mich (darin) verstehen? Kann ich die Situation, den Anderen verstehen? Verstehe ich die Zusammenhänge, meine/seine/ihre Beweggründe? Was daran kann ich nicht verstehen? Was wollte er/sie damit?* An dieser Stelle des Innendialogs zeigt sich auch, aus welcher Perspektive, Positionierung wir die Situation betrachten¹⁵. Hier eröffnen sich die eigenen Wertbezüge, die eigene wie situative Kontextualität. Unser biographischer, wie auch sozialisierter, unser wissenschaftstheoretischer Zugang gewinnt hier Raum, wird verstehbarer, kann aber auch weitere Fragen aufwerfen. Entstehende Irritationen können gerade für die Feldforschung von besonderer Fruchtbarkeit sein, da sie Differenzen aufspüren helfen. Diese Form der Einbeziehung des Vorwissens – das all unsere Erfahrungen, all unser Gelerntes beinhaltet – nennt die Phänomenologie *Epoché* und meint damit die Einschließung des eigenen Vorwissens (siehe auch PEA 1), aber nur, um dann weiter zu fragen: „Ist es so oder was zeigt sich?“ Sich des eigenen Vorwissens möglichst bewusst zu sein bzw. sein zu dürfen (d.h. nicht verdrängen oder ignorieren zu müssen), stärkt die Erkenntnisfähigkeit und das *In-Beziehung-Setzen* ebenso wie die Offenheit. Diese lässt Raum für das Unerwartete wie für das Vertraute, um *das-sich-Zeigende* neu zu fassen. Es aktualisiert damit nicht nur die eigene Person und das eigene (Vor)wissen, sondern auch das eigene Verständnis für eine (Forschungs-)Situation. Fetterman (1998: 1) formuliert es trefflich: *„The ethnographer enters the field with an open mind, not an empty head“*.

Der Prozess von PEA 0 über PEA 1 führt hin zu einer integrierten Emotionalität, einer persönlichen, existenzanalytisch *personalen Stellungnahme* zu sich und der Welt, zur Situation (PEA 2) und ist dadurch eine innerlich zutiefst wahrgenommene, integrative Antwort: *Was spüre ich im tiefsten Innersten dazu? Wie ist es für mich persönlich? Wie ist es für mich? Was ist meine Position und Antwort (zu dieser Situation, zu dem Gesagten, zu dem Erlebten, zu dieser Person, ...)?* – hier geht es um das Gespür für das für mich Stimmige. Eine Antwort, die ohne die innerdialogische Vorarbeit so nicht möglich wäre. Im Schritt der PEA 2 geht es auch um die Abstimmung mit der Welt, also die Zumutbarkeit bezogen auf sich und den anderen: *Was halte ich grundsätzlich davon? Wie ist es für den anderen? Für wen tu ich es? Was wird er/sie sagen? Was würde ich ihm/ihr sagen? Was würde ich tun? Was kann ich mir zumuten? Was kann ich damit tun?* Diese innere Stellungnahme, die man auch mit der Selbstauthenzität, mit der Kongruenz zwischen *Ich* und *Selbst* (Kuhl 2010: 550) vergleichen kann, ist noch nicht gleichbedeutend mit dem Ausdruck. Etwas in mir Stimmiges muss noch nicht dem *Ausdruck* entsprechen.

Die vollzogene Stellungnahme wird noch gefiltert (PEA 3 – *Ausdruck*) durch handlungsweisende Fragen nach dem: *Was? Wie viel? Wem? Wie? Wann?– Was davon möchte ich konkret tun/sagen? Wie viel davon möchte ich preisgeben (Scham)? Wem gegenüber möchte ich es sagen/tun, wem gilt es (Was ist vernünftig- passt es bei diesem Menschen/in dieser Situation)? Wie will ich es tun (Ressourcen, Fähigkeiten, Handlungsweise, Wortwahl,...)? Wann möchte ich es tun/sagen? Wann ist der stimmige/richtige Zeitpunkt dafür?*¹⁶ (Längle 1999). Der Schritt der PEA 3 ist somit wieder die Abstimmung des inneren Dialogs mit der äußeren Welt und führt demnach in den äußeren Dialog.

Die vereinfacht dargestellte PEA kann sowohl als Anleitung zur Selbst-/Reflexion als auch zur Eigenwahrnehmung im Feld angewandt werden und zeigt u.a. auf, dass weder das eigene Vorwissen, die eigene Wahrnehmung, noch die eigene Emotionalität aus dem Erkenntnisprozess herausgefiltert oder ausgegrenzt werden müssen, sondern vielmehr ein wesentlicher Bestandteil der Erkenntnisgewinnung sind.

In-action

Was wäre nun anders, wenn dieser innere Dialog z.B. mittels dieser Haltung und Methoden der MBSR und PEA a) als Selbstverortung genauso wie b) als weiterer

Erkenntnisweg genutzt werden würden?

Wäre dann zum Beispiel Legers (2002: 179-181) Konflikt bei Art der medizinischen Behandlung (Biomedizin oder traditioneller Heiler) seines engsten Mitarbeiters Malam S.W.K. anders verlaufen? Wären trotz der offensichtlichen Dringlichkeit die Handlung und die Erkenntnis durch die Berücksichtigung des inneren Dialogs andere geworden – auch eine Bereicherung, trotz nachvollziehbar traurigem und drängendem Anlass? Hätte durch die zuvor beispielhaft beschriebene Methode der PEA, diese sehr persönliche und beziehungsnahe Situation trotz der nachvollziehbaren, persönlichen Betroffenheit wieder Distanz finden lassen, um auf die Situation und das *was sich zeigt*¹⁷ eingehen zu können? Leger (2002) stellt sehr schöne und vielschichtige Situationen zur Verfügung, deren emotionaler Reichtum als Basis für ein implizites und explizit werdendes Verstehen auch im wissenschaftlichen Kontext von Bedeutung ist, letztlich jedoch nur durch die Person des Forschers selbst und mit ihr erschlossen werden kann. Darum braucht es das *Subjekt* in seiner Gesamtheit, es trägt das lebendige Wissen in sich, um beizutragen, die Welt in ihrer Komplexität zu verstehen und neues explizites und implizites Wissen zu schaffen. Eine Feldforschung mag für sich nicht repräsentativ und wiederholbar sein, aber die daraus gewonnen Erkenntnisse sind es sehr wohl. Indem etwas zum Gegenstand der Betrachtung gemacht wird, tritt bereits unweigerlich eine Distanz dazu ein. Dies hilft zu erkennen und zu verstehen, zu vergleichen und zu bewerten (im Sinne einer Gewichtung und Relativierung, einer Einbeziehung und Verortung in das Netz von Bedeutungen), eine *relative Objektivität* zu schaffen.

In der Literatur finden sich dankenswerter Weise noch zahlreiche weitere Beispiele (Rychner 2008; Berger et al. 2009; Fischer 2002: 49-50; Hauser-Schäublin 2002: 73; Greil 2008; Zimmermann 79-81). Aber sind die besten nicht immer die eigenen, da sie noch in uns leben in ihrer gesamten Tiefe und Komplexität? Diese Erfahrungen mit sich und anderen auszutauschen ist ein unsagbarer Reichtum für Erkenntnis und Verständnis der sozialen und komplexen Zusammenhänge des Menschseins, egal *wo* und egal *wie*.

Conclusion

Vor dem Abschluss meines Artikels möchte ich noch Unterlassungen meinerseits beim Namen nennen: Worauf ich in diesem Artikel nicht eingehen konnte, ohne

weniger wichtig zu sein, sind die genauen Begriffsdefinitionen, die hier teilweise mit einer gewissen Unschärfe verwendet wurden, ebenso wie die Bedeutung der Spiegelneuronen für die Interaktion und die Selbstfürsorge von FeldforscherInnen wie auch möglicher Modelle der Unterstützung, abgeleitet aus der Psychotherapie, Psychologie und den Kognitiven Neurowissenschaften. Sind Sie EthnopschoanalytikerIn, dann werden Sie vielleicht sagen: *Alter Wein in neuen Schläuchen!* Dem mag durchaus so sein und doch war es mir wichtig, dieses Plädoyer für die Einbeziehung der Dimensionen der Subjektivität und des impliziten Wissens des/der FeldforscherIn, mit besonderer Berücksichtigung von Emotion und Körperlichkeit als eine Erkenntnisquelle im direkten Feldkontakt, also *in-action*, jenseits einer sehr umfangreichen Terminologie und interpretativen Methodologie darzustellen, die in keinem Widerspruch zu anderen, sehr erfolgreichen qualitativen Methoden, stehen müssen. Auch war es mir wichtig, die Bedeutung der Emotionalität des/der FeldforscherIn in den Mittelpunkt zu stellen, da auffällt, dass die gängige Methodenliteratur der qualitativen Forschung zwar in ihren Sachregistern die Begriffe wie Reflexivität, Introspektion, Selbstreflexion durchaus beinhaltet, ja ich möchte sagen, dies gehört inzwischen zum Standard. Jedoch sucht man nach Begriffen wie z.B. Emotionen, Gefühle, Intuition, Gespür dort (derzeit noch) vergeblich. Von der Förderung des Übergangs und der Wechselwirkung von *Dritten-Person-Perspektive* und *Ersten-Person-Perspektive* (Singer 2002: 176-180; Kuhl 2001) zeugt mein Plädoyer.

Verunreinigen Gefühle das Denken? ... „Auch das wissenschaftliche Analysieren und Explizieren kann zu einer orientierungslosen Ansammlung von Wissensfragmenten führen, wenn es den Kontakt zu einer ganzheitlichen Sicht der untersuchten Phänomene verliert.“ (Kuhl 2001: 1101; 1066)

Angesichts der Diskussion um Subjektivität und seines *Einflusses* auf den Forschungsprozess muss es dem Forscher ja schon Angst und Bange werden, den Forschungsraum, das Feld zu betreten. Dieser Artikel will vielmehr die Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, ja die Notwendigkeit und die Möglichkeiten stärken, die durch den/die ForscherIn selbst an Erkenntnis eröffnet werden. Nicht die Einbeziehung der Subjektivität ist das Ziel, sondern vielmehr aus der Subjektivität des/der Forscherin selbst entstehen wissenschaftliche Erkenntnisse. Es ist ein Plädoyer dafür, dass es nach wie vor der/die ForscherIn ist, der/die eine Methode an-

wendet, der/die auch mitbestimmt *Wie, Warum* und *Wann* er sie/sie diese anwendet. Er/sie ist es auch, der/die Zweifel hat, der/die in Verwirrung gerät und diese aufzulösen sucht. Er/sie ist der/diejenige, der/die in das Feld geht und sich darauf einlässt. Ihn/Sie zu stärken und zu unterstützen, seine/ihre Fähigkeiten und Kompetenzen zu nutzen, sich auch *offen* halten zu können für Unerwartetes und Irritierendes, in Beziehung zu bleiben mit sich und dem Forschungsfeld, das ist das Hauptaugenmerk. Wie kann es sein, einen Kollegen in dieser Situation allein zu lassen, zu kritisieren als vielmehr zu stärken, zu verweisen, zu ergänzen, in Diskussion mit dem Ziel der Erkenntnisgewinnung zu bringen. Ein Unvermögen oder Scheitern, nicht mehr primär als das Scheitern der (eigenen) Person, sondern vielmehr als Scheitern der Möglichkeiten, die Begrenzung der Wissensschöpfung selbst, zu erkennen. Wenn mir all dies zu vermitteln und anzuregen im Artikel gelungen ist, dann freut es mich, Danke!

Anmerkungen

- ¹ Mit Ausnahme der Ethnopschoanalyse oder u.a. auch der Reflexive Grounded Theory (Breuer 2009).
- ² *Blinde Flecken* werden psychoanalytisch als Abwehrmechanismen verstanden oder als *entlastender* Umgang mit der inneren Widersprüchlichkeit. Vorbelastet ist dieser Begriff mit dem teilweise negativ konnotierten bzw. angstbesetzten *Vor- und Unbewussten*, dem ES, dem assoziiert Unkontrollierbaren, Unsteuerbaren.
- ³ Damasio (2000: 341; 345-346) spricht davon, dass Emotionen, Gefühle und Bewusstsein auf die „*Repräsentation des Organismus angewiesen*“ sind, „...*ihr gemeinsames Wesen ist der Körper*“. Meier-Seethaler (1998: 295-298) spricht von der „*Leibgebundenheit emotionaler Kommunikationsprozesse*“.
- ⁴ Zum Modell von Dewey ist hinzuzufügen, dass sich in seiner philosophischen Orientierung zwei Arten des Nachdenkens ergeben – das *wahrnehmungsbezogene* und das *reflektierende* Nachdenken. Wobei ersteres situationsangepasst zu *Ad-hoc*-Handlungen führt, während letzteres auch die Veränderung innerer symbolischer Repräsentationen beinhaltet und dann zu reflektierten Handlungen

gen im Sinne eines Agierens führt. Dewey's Theorie gilt nach wie vor als der Grundstein der gegenwärtigen Forschung bzgl. Denken (vgl. Henninger & Mandl et al. 2001: 237).

- ⁵ Denn es ist ein Unterschied, ob ich ein Gefühl habe oder ein Gefühl erkenne, als Reflexion des Gefühls (Damasio 2000: 340).
- ⁶ Wobei sich mir manches wissenschaftliche Objektivitätsparadigma mehr wie eine Flucht in die Subjektivität (Meier-Seethaler 1998: 138) und damit ein aus der Relativität, der Beziehung und Bezüglichkeit heraustreten Wollendes, ausnimmt. Ich halte das für eine Verzerrung, den eigentlich narzisstischen Akt, und für einen gefährlichen Verallgemeinerungsanspruch, besonders in der qualitativen Forschung. Da hier nie von der Universalie „so ist es“ ausgegangen werden kann, sondern immer nur von einem „so zeigt es sich“ (jetzt unter diesen Bedingungen) mit der Option, immer und jederzeit auch anders werden zu können, als Antwort auf die sich ständig aktualisierende(n) Situation und Person(en). Wenngleich dies zugegeben ein sehr phänomenologischer Zugang ist.
- ⁷ Ein *Gespür* zu haben für Stimmigkeit oder auch Inkongruenz, Unstimmigkeiten, Vorenthaltenes, ... denen nachzugehen oder sie zu registrieren und abzuwarten, *was sich zeigen wird* ... Im Feldforschungsprozess ist es genauso wichtig, auf diese Wahrnehmung zu vertrauen und sie zu prüfen – *ob, wie und wodurch* dem so ist.
- ⁸ „Nicht alles, was wir machen und was wir sogar richtig machen, hat also Zugang zu unserem Bewusstsein. Was sich automatisch erledigen lässt, wird ‚bewußtlos‘ und ‚sprachlos‘ ausgeführt. Für unsere Orientierung im Raum, also für die Zuwendung zu Objekten, die irgendwo sind, braucht unser Gehirn offenbar keine bewusste Repräsentation“ (Pöppel 1990: 77), oder mit Worten von Singer (2002: 144) „[...] zeigt es doch, daß Introspektion und vernünftige Deduktion als Werkzeuge zur Gewinnung von Erkenntnis nicht immer taugen [...]“.
- ⁹ „Rein quantitativ verfügt der Mensch nur über etwa 1,6mal soviel Erbmasse wie die Maus. Dieses Mehr an genetischer Information würde nicht genügen, die vielen Milliarden neu hinzugekommener Nervenverbindungen in unserem Gehirn zu spezifizieren, wenn diese Spezifikation nicht über selbstorganisierende Prozesse erfolgte und informationsgewinnende Interaktionen mit der Umwelt einschloße“ (Singer 1989: 46).
- ¹⁰ Auch *nichtlineare Kausalität* oder das *scheinbare Chaos* genannt (Kuhl 2010: 50-55).
- ¹¹ „Emotionale Kompetenzen des Menschen bestehen aus Fühlen (*körperlich vermittelte, zuständige Gefühle*) und Spüren ([...] *intentionale Gefühle*)“ (Längle 2003: 204; 185-196). Hier sind auch weitere Differenzierungen zu finden, wie z.B. Trieb, Affekt, Stimmung, Empfindung. Sehr empfehlenswert dazu Stemmler (2009). Damasio (2000: 57) nennt Gefühle private, mentale Erfahrungen einer Emotion und Emotionen sind all jene Reaktionen, die größtenteils öffentlich zu beobachten sind.
- ¹² Überschrift dem Vortrag von Julius Kuhl (2012) entnommen.
- ¹³ In der phänomenologischen Anthropologie spricht man vom Menschen als einem der *Welt Antwort Gebender*.
- ¹⁴ *Welt* als phänomenologischer Begriff *des In-der-Welt-Seins, in Beziehung zu sein*.
- ¹⁵ Die situative Erkenntnis aus der PEA 1 ist für die Reflexion des eigenen Wertebezugs vermutlich viel hilfreicher, als grundsätzliche Positionierungen in der textuellen Verortung vorzunehmen, z.B. „*ich bin so und so sozialisiert worden*“. Denn z.B. in einer Arbeiterfamilie groß geworden zu sein, heißt trotzdem für jeden auch etwas anderes. Eine Stereotypisierung würde einem dynamischen Konzept von Kultur widersprechen. So gesehen kann eine Person in jeder Situation auch auf etwas anderes bezogen sein und bewertet ähnliche Situationen trotzdem je Gegebenheit und Möglichkeit auch anders. Bewertung und Umgang zeigen sich letztlich auch für die Person immer erst in der Situation.
- ¹⁶ Es könnte aber auch ein Entschluss sein, es für sich zu behalten. Auch das ist eine *Antwort*, ein *Ausdruck*.
- ¹⁷ wie den fremd- und selbstzugeschriebenen Bedeutungen der Situation, Werten, Interaktionen, Verhaltenskodexen, ...

Literatur

- Anz, Thomas (2011) Emotionen in Literatur und Wissenschaft: „Einfühlung“ als (alter) neuer Weg der Erkenntnis? In: Ermert Karl (Hrsg.) Und noch mal mit Gefühl ...: Die Rolle der Emotionen in Kultur und Kulturvermittlung. Wolfenbütteler Akademie-Texte 49. Norderstedt: Libri Verlag, Seite 6-27.
- Bauer, Joachim (2005) Warum ich fühle, was du fühlst: Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Berger, Peter, Jeanne Berrenberg, Berit Fuhrmann, Jochen Seebode und Christian Strümpell (2009) (Hrsg.) Feldforschung: Ethnologische Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten. Berlin: Weißensee.
- Bless, Herbert und Klaus Fiedler (1999) Förderliche und hinderliche Auswirkungen emotionaler Zustände auf kognitive Leistungen im sozialen Kontext. In: Jerusalem, Matthias und Reinhard Pekrun (Hrsg.) Emotion, Motivation und Leistung. Göttingen u.a.: Hogrefe, Seite 9-29.
- Bourdieu, Pierre (1999) Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard und Martin Fuchs (Hrsg.) Kultur, soziale Praxis, Text: Die Krise der ethnographischen Repräsentation. 3. Auflage, Frankfurt/Main: suhrkamp, Seite 365-374, [1. Aufl. 1993].
- Breuer, Franz (2001) Subjekthaftigkeit der Erkenntnis: Was kann das methodisch heißen? Oder: Zur Diskrepanz zwischen epistemologischen Grundpositionen und methodischem Operieren in den Sozialwissenschaften. In: Handeln, Kultur, Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften (1), Seite 102-115.
- Breuer Franz (2009) Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Cropley, Arthur J. (2002) Qualitative Forschungsmethoden: Eine praxisnahe Einführung. Eschborn: Klotz.
- Damasio, Antonio R. (2000) Ich fühle also bin ich: Die Entschlüsselung des Bewusstseins. München: List.
- Devereux, Georges (1998) Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, 4. Auflage. Frankfurt/Main: suhrkamp [engl. 1967: From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences, Editions Mouton & Exole Pratique des Hautes Etudes].
- Fetterman, David M. (1998) Ethnography: Step by step. Applied social research methods series, 17. Thousand Oaks/CA u.a.: Sage.
- Fischer, Hans (2002) Erste Kontakte: Neuguinea 1958. In: Fischer Hans (Hrsg.) Feldforschungen: Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung. Berlin: Reimer, Seite 25-51.
- Greil, Nina-Maria (2008) Probleme und Schwierigkeiten bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung anhand klassischer und aktueller Beispiele: Eine vergleichende Darstellung von Bronislaw Malinowskis, Margaret Meads und Nigel Barleys Problemen und Schwierigkeiten im Feld. Wien: Diplomarbeit.
- Hauschild, Thomas (2002) Mein Mezzogiorno: Religionsethnologische Feldarbeit in Südtalien. In: Fischer Hans (Hrsg.) Feldforschungen: Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung. Berlin: Reimer, Seite 101-132.
- Hauser-Schäublin, Brigitta (2002) Gender: Verkörperte Feldforschung. In: Fischer Hans (Hrsg.) Feldforschungen: Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung. Berlin: Reimer, Seite 73-99.
- Henninger Michael, Mandl Heinz und Lai-Chong Law (2001) Training der Reflexion. In: Klauer, Karl Josef (Hrsg.) Handbuch kognitives Training. 2. überarb. und erw. Aufl., Göttingen u.a.: Hogrefe, Seite 236-261.
- Hintermeier, Sonja (1994) Qualitative und Quantitative Sozialforschung. In: Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung (Hrsg.): Verführung zum Qualitativen Forschen: Eine Methodenauswahl. Wien: WUV-Universitätsverlag, Seite 13 - 23.
- Koeping, Klaus-Peter (1981) Lachen und Leib, Scham und Schweigen, Sprache und Spiel: Die Ethnologie als feucht-fröhliche Wissenschaft. In: Duerr, Hans Peter (Hrsg.) Der Wissenschaftler und das Irrationale: Erster Band. Frankfurt a.M.: Syndikat, Seite 296-329.
- Kuhl, Julius (2001) Motivation und Persönlichkeit: Interaktionen psychischer Systeme. Göttingen u.a.: Hogrefe.
- Kuhl, Julius (2010) Lehrbuch der Persönlichkeitspsychologie: Motivation, Emotion

- und Selbststeuerung. Göttingen u.a.: Hogrefe.
- Kuhl, Julius (2012) Der Wille, die Emotionen und das Selbst: Wie funktioniert der freie Wille? Aufzeichnung des Vortrags im Rahmen des GLE-International Kongresses in Wien am 29.4.2012 „Wo ein Wille – da ein Weg!“ Auditorium DVD: GLE12 – V6D.
- Lal, Jayati (1996) Situating Locations: The Politics of Self, Identity, and “Other” in Living and Writing the Text. In: Wolf, Diane L. (Hrsg.) *Feminist dilemmas in fieldwork*. Boulder u.a.: Westview Press, Seite 185-214.
- Längle, Alfred (1999) Die anthropologische Dimension der Personalen Existenzanalyse (PEA). In: *Existenzanalyse 16/1*, Seite 18-25.
- Längle, Alfred (2003) Kann ich mich auf mein Gefühl verlassen? In: Längle A. (Hrsg.) *Emotion und Existenz*. Wien: WUV-Facultas, Seite 11-25.
- Längle, Alfred (2004) Dialogik und Dasein: Zur Initiierung des psychotherapeutischen Prozesses und der alltäglichen Kommunikation. In: *Daseinsanalyse 20*, Seite 211-226.
- Lehrhaupt, Linda und Petra Meibert (2011) *Stress bewältigen mit Achtsamkeit: Zu innerer Ruhe kommen durch MBSR**. München: Kösel.
- Leger, Rudolf (2002) Feldforschung: Ein Paradoxon der Gefühle. In: Storch, Anne und Rudolf Leger (Hrsg.) *Die afrikanistische Feldforschung*. Frankfurter Afrikanistische Blätter 14. Köln: Rüdiger Köppe, Seite 175-187.
- Linska, Marion (2006) Selbst-/Reflexion und ihre Bedeutung für die Kultur- & Sozialanthropologie. *Ethnoscripts 2*, Seite 145-158.
- Malinowski, Bronislaw (1922) *The Argonauts of the Western Pacific*. New York: pbk. ed (1961).
- Meier-Seethaler, Carola (1998) *Gefühl und Urteilskraft: Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*. München: Beck.
- Metzinger, Thomas (2000) Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität: Eine Kurzdarstellung in sechs Schritten. In: Greve, Werner (Hrsg.) *Psychologie des Selbst*. Psychologie Verlags Union: Weinheim, Seite 317-337.
- Passie, Torsten (2012) *Willensfreiheit: Illusion und Wirklichkeit*. Neurophysiologische Grundlagen und existenzielle Implikationen einer aktuellen Debatte. Aufzeichnung des Vortrags im Rahmen des GLE-International Kongresses in Wien am 29.4.2012 „Wo ein Wille – da ein Weg!“ Auditorium DVD: GLE12-V3D.
- Pöppel, Ernst (1990) Psychische Elementarfunktionen. In: Pöppel Ernst und Monika Bullinger (Hrsg.) *Medizinische Psychologie*. Weinheim u.a.: VCH Verlag, Seite 71-86.
- Pöppel, Ernst und Anna-Lydia Edingshaus (1994) *Geheimnisvoller Kosmos Gehirn*. München: Bertelsmann.
- Pöppel, Ernst (1997) *Grenzen des Bewußtseins*. Frankfurt a.M.: Insel.
- Rychner, Marianne (2008) Irritierende Begegnungen mit mir selbst. In: Sutterlüty, Ferdinand und Peter Imbusch (Hrsg.) *Abenteuer Feldforschung: Soziologen erzählen*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus, Seite 243-249.
- Schön, Donald Alan (1983) *The reflective practitioner*. New York: Basic Books.
- Schön, Donald Alan (1987) *Educating the reflective practitioner*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Schön, Donald und Martin Rein (1994) *Frame reflection*. New York: Basic Books.
- Sergent, Claire und Stanislas Dehaene (2004) Neural processes underlying conscious perception: experimental findings and a global neuronal workspace framework. *J Physiol Paris*, 98(4-6), Seite 374-384.
- Singer, Wolf (1989) Zur Selbstorganisation kognitiver Strukturen. In: Pöppel, Ernst (Hrsg.) *Gehirn und Bewußtsein*. Weinheim u.a.: VCH Verlag, Seite 45-59.
- Singer, Wolf (2002) *Der Beobachter im Gehirn: Essays zur Hirnforschung*. Frankfurt a.M.: suhrkamp.
- Sökefeld, Martin (2008) Zur Praxis und Theorie der Feldforschungsausbildung in der Ethnologie. In: *Ethnoscripts 2*, Seite 114-133.
- Stemmler, Gerhard (2009) *Psychologie der Emotion: Motivation und Emotion*. Enzyklopädie der Psychologie 4/3. Göttingen u.a.: Hogrefe.
- Van Maanen, John (1995) *An End to Innocence: The Ethnography of Ethnography*. In: Van Maanen, John (Hrsg.) *Representation in ethnography*. Thousand Oaks, Calif. u.a.: Sage Publ., Seite 1-35.
- Waldenfels, Bernhard (1999) *Topographie des Fremden: Studien zur Phänomeno-*

logie des Fremden 1. Frankfurt a.M.: suhrkamp.

Wolcott, Harry F. (1995) Making a study „more ethnographic“. In: Van Maanen, John (Hrsg.) Representation in ethnography. Thousand Oaks, Calif. U.a.: Sage, Seite 79-111.

Zimmermann, Klaus (2009) Interkulturelle Feldforschung: Erlebnisse – Gefühle – Reflexionen. In: Müller, Eva Katrin und Judith Schreier (Hrsg.) Wenn einer eine Reise tut ... Gedanken und Fundstücke. Festschrift für Matthias Perl. Frankfurt a.M.: Vervuert, Seite 71-86.

Marion Linska lebt in Linz (Österreich) und ist als Psychotherapeutin (Fachrichtung: Existenzanalyse) in Freier Praxis tätig. Dissertantin am Institut für Kultur- & Sozialanthropologie in Wien und Gründerin des Oberösterreichischen Stammtisch der Kultur- & SozialanthropologInnen. Homepage: www.linska.net und www.feldforschung.at

Ethnomedizin: Anmerkungen zur frühen Medizinethnologie in den deutschsprachigen Ländern der 1960er bis 1990er Jahre*

*gewidmet dem Heidelberger Tropenmediziner Hans-Jochen Diesfeld zum 80sten Geburtstag (18.4.2012)

Ekkehard Schröder

Die folgenden Anmerkungen wollen keinen weiteren Beitrag zu den zahlreichen definitiven Klimmzügen zum Arbeitsfeld Ethnomedizin/Medizinethnologie/Medical Anthropology (zusammengefasst in Lux 2003) hinzufügen, sondern an einige historische Gegebenheiten erinnern, auch mit mir als einem der Mitgestalter dieses teilweise verschlungenen Diskurses. Es ist sicher zutreffend, wenn Ehler VOSS von einer „Generation Ethnomedizin“ spricht und meint, diese beginne schon seit einiger Zeit, mit Rückblicken eine Selbstausslegung zu betreiben (2010: 163). So ist es bei mir hier das dritte Mal außerhalb meiner zahlreichen Editorials in der Zeitschrift *Curare* der letzten Jahre in diesem Jahrtausend zu diesem Thema¹.

In den Jahren 2008 und 2009 richtete die AGEM bei den seit 2002 jährlichen „Fachkonferenzen Ethnomedizin“ ihren Fokus auf den „Dialog von Kultur, Medizin und Psychologie“ (siehe Themenhefte der *Curare* 32[2009]₁₊₂ und ₃₊₄), um damit die wesentlichen Komponenten des „interdisziplinären Arbeitsfeldes Ethnomedizin“ zu umreißen und als „Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin“ diese über 40-jährige auch eigene Diskursgeschichte zu überdenken, die damals fast exklusiv unter dem Begriff „Ethnomedizin“ lief. Ethnomedizin meinte viel mehr als das, was heute zumeist unter dem im anglophonen Bereich üblichen Begriff „ethnomedicine“ verstanden wird. Deswegen sollten heute keine direkten Übersetzungen in beiden Richtungen laufen². Der Autor hat „Ethnomedizin“ eher analog zur amerikanischen Medical Anthropology verstanden (Schröder 1978).

Die schon immer naturgemäß umfangreiche Literatur zu Gesundheit und Krankheit in den sich überschneidenden Studienfeldern zwischen Sozial- und Kul-